

DAS MAGAZIN

ET CETERA

NR. 3 – FRÜHLING 2012
Anleitung zum guten Leben

OH! KALKUTTA!

Wir träumen in The Maidan, trinken Gin Tonic im Tollygunge Club, erholen uns im The Oberoi Grand, spazieren über die Howrah-Brücke, streuen Blumen in den Hooghli, diskutieren mit Aparna Sen, verlaufen uns in Nordkalkutta, essen bengalisch und baden bei Babu Ghat knapp nicht.

Und der Fotograf Daniel Riera hat das alles fotografiert.



PATEK PHILIPPE

GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition.

Mehr Informationen erhalten Sie bei den unten genannten
Patek Philippe Partnern sowie im autorisierten Fachhandel.

Eine vollständige Liste unserer Partner in der Schweiz
finden Sie auf patek.com

Patek Philippe Boutique at Beyer
Bahnhofstrasse 31, Zürich

Ascona
Doris Herschmann,
Piazza Giuseppe Motta/Lungolago

Basel
Gübelin AG, Freie Strasse 27
Seiler, Gerbergasse 89

Bern
Zigerli & Iff AG, Spitalgasse 14

Davos Platz
Chronometrie Stäuble, Promenade 71

Gstaad
Villiger Gstaad AG, Promenade

Interlaken
Kirchhofer Haute Horlogerie II,
Höheweg 56

Klosters
Maissen, Bahnhofstrasse 15

Lugano
Gübelin AG, Via Nassa 7
Mersmann SA, Via Nassa 5
Somazzi SA, Via Nassa 36

Luzern
Gübelin AG, Schweizerhofquai 1

St. Moritz
Gübelin AG, Via Serlas/Palace Galerie

Vaduz/FL
Huber Uhren Schmuck, Im Städtle

Zug
Lohri, Neugasse 9

Zürich
Gübelin AG, Bahnhofstrasse 36



Wahre Schönheit währt ewig.



Twenty-4® Stahl Ref. 4910/10A, Ring in Weißgold.



paul kehl

WHAT A MAN.



GET THE MOVIE NOW!

MENSWEAR COLLECTION SPRING/SUMMER 2012
NOW AVAILABLE AT ALL PAUL KEHL AND PKZ STORES

WWW.PAULKEHL.COM

peugeot.ch

LET YOUR
BODY LIVE



★ EURO 55c ZÜRICH

Peugeot 208 ALLURE 1.6 VTi 120 PS mit Option Pack Urban Vintage und Alufelgen 17" OXYGÈNE Technical Grey zweifarbig. Treibstoffverbrauch kombiniert 5,8l/100 km, CO₂-Ausstoss 134 g, Energieeffizienzklasse C. Der durchschnittliche CO₂-Ausstoss aller in der Schweiz angebotenen Neuwagenmodelle beträgt 159 g/km.

NEUER PEUGEOT 208

MOTION & EMOTION



Vor dem Howrah-Bahnhof, los gehts nach Kalkutta.





KALKUTTA AM ABEND

«City of dreadful nights», Stadt der furchtbaren Nächte, nannte «Dschungelbuch»-Autor Rudyard Kipling Kalkutta. Heute ist die Stadt eine der friedlichsten Indiens – auch nachts. Wer Kalkutta in seinem visuellen Gedächtnis unvergesslich machen will, sollte sich bei Sonnenuntergang zu Fuss auf den Weg machen, wenn die Stadt so wirkt, als hätte sie einer dieser vielen indischen Götter gerade mit Honig übergossen.



Keine Stadt der Welt hat einen schlechteren Ruf als Kalkutta. Also fuhren wir da hin. Eine sehr emotionale Postkarte

Die schlechte Nachricht vorweg: Kalkutta ist unerbittlich, die Stadt macht einen fertig, verlangt von ihrem Besucher alles ab. Es gibt hier nichts zu entdecken im touristischen Sinne.

Es gibt keinen dieser Augenblicke, die später in der Erinnerung in eine Geschichte gepackt werden mit der Pointe: «Und von dem Moment an wusste ich, dass ich Teil der Stadt geworden bin.» Kalkutta ist eine einzige Verzweiflung beim Blick in Tausende von Augenpaaren von Menschen, die nur noch knapp die Kraft zum Sich-Niederlegen aufbringen. Kalkutta ist eine grosse Melancholie beim Anblick der kolossalen Verwahrlosung des kolonialen Erbes. Kalkutta ist eine Prüfung beim Erdulden des infernaln Verkehrs, diesem pausenlosen und vollkommen sinnlosen Hupen, begleitet vom verzweifelten Händeheben der Fahrer.

Oh! Kalkutta!, ehemaliges Juwel in der Krone des britischen Empire. Hier am Fluss Hooghli, dickbrauner Nebenzweig des heiligen Ganges, hat sie begonnen, die kurze Geschichte vom Aufstieg des Fischerdorfes Kalikata bis zur Hauptstadt von Britisch-Indien. Ein Weltreich, wie für die Ewigkeit gedacht – mit dem exzentrischen Irrsinn ausgeführt, den nur Engländer aufbringen können: Ich sah an der Park Street durch ein Bürofenster einen Mann mit Ärmelschonern und klobrillengrossem Stempel an einem Schreibtisch sitzen: Vor ihm – ich schwöre es – ein drei Meter hoher Stapel Papier. Ich spazierte im Garten eines Stadtpalastes, der so aussah, als hätte er ein Chromosomenproblem: Er war eine Mischung aus Louvre und Karlsbad, dazugestellt waren korinthische Säulen, italienische Brunnen, und in einem Gehege hauste ein alter Albino-Pelikan, den offenbar die ganze Stadt kannte. Die ganze Szenerie wurde bewacht von einem Wächter mit Stock und spitzen Frauenschuhen, der jederzeit bereit schien, einem lachend ein Ohr abzuschlagen. Ich stand in Nordkalkutta vor einer Villa, die aussah, als hätte Antoni Gaudí Hugh Heffners Playboy Mansion umgebaut. Wer die Essenz einer Kultur aus ihrer Architektur ableiten will, verliert in Kalkutta den Verstand.

Tote Engländer, Affen an der Leine

Die Engländer kamen Ende des 17. Jahrhunderts, bleich und durstig nach Gin, weil das darin enthaltene Chinin angeblich gegen Malaria hilft. Wie alle guten Kolonialisten traten sie so auf, als würden sie niemals mehr verschwinden. Ein Hub für den Handel mit kolonialem Reichtum sollte aus dem Nest am Hooghli werden. Das dauerte gar nicht lange, aus Kalikata wurde Calcutta (dt. Kalkutta), die schönste, klügste und fortschrittlichste Stadt Indiens. Heimat des Bhadra Lok, der indischen Variante des Pariser Dandys, Papageien auf dem Kopf statt Schildkröten an der Leine. Was heute in Kalkutta geschehe, geschehe morgen im ganzen Land, soll Nehru gesagt haben, der Mann, der eine ganze Generation von westlichen Indienfreunden zu Stehkragenjackett und Pluderbatikhosen inspirierte. Die britischen Kolonialherren sahen das ein wenig anders. Delhi wurde 1921 neue Hauptstadt des Imperiums, weil Kalkutta mit seiner freiheitsliebenden bengalischen Bevölkerung für sie ein zu grosses politisches Risiko barg. Sie liessen die Stadt wie eine in Missgunst geratene Liebhaberin links liegen.

Da liegt sie immer noch, beinahe provokativ hingestreckt von Norden nach Süden, an diesem

schlammigen Seitenarm des Ganges. Und hübsch begraben liegen die Knochen derer, die aus Kalikata Kalkutta gemacht haben.

Ein Rundgang durch den South Park Street Cemetery am späten Nachmittag, der Himmel bereitet sich auf die Nacht vor. Edgar Allan Poe hätte den Ort erfinden können: moosige Gruften, brüchige Obeliskn, eingestürzte Grabmale, Skulpturen und Mausoleen, böses Krähengeschrei und die gelben Augen frech kopulierender Katzen im Unterholz. Dunkelfeucht, grauenerregend und schön zugleich – wie alles, was wirklich Interesse weckt. Der leicht irre Wächter lächelte, als ich meinen Namen vor dem Betreten ins Gästebuch schrieb. Schon möglich, dass man nie mehr hinausfindet. 1768 wurde hier die erste Leiche verscharrt, 1895 die letzte. Dazwischen wurde praktisch an allem gestorben, meist sehr rasch. An Tropenkrankheiten, Durchfall, Gelbfieber, Tod durch Wunden aus irgendwelchen Schlachten, und, Donnerwetter!, es gab auffallend viele Opfer von Blitzschlägen.

Sehr traurig sind die vielen Kindergräber, kaum eines wurde älter als ein Jahr. Die Geschichte der ersten hundert Jahre der Stadt lässt sich auf den Grabsteinen lesen. Gespräche mit den Toten: «Hello, Sir William Jones, danke, dass Sie die Royal Asiatic Society of Bengal gegründet haben, tut mir leid, dass Sie so jung an einer Lebervergiftung gestorben sind.» «Good evening, Miss Elizabeth Sanderson, es heisst, Sie seien die schönste Frau Kalkuttas gewesen. Dutzende von jungen Männern haben Sie in den Liebeswahn getrieben. Das war 1775. Dummerweise haben Sie sich dann auf den Frauenhelden Richard Barwell eingelassen. Zwei Jahre später waren Sie tot. Am Wochenbett-Fieber gestorben.»

Vom Friedhof die Park Street entlang zu Fuss nach Westen, Polizisten in blendend weissen Uniformen regeln den Verkehr. Neben einem Apple Store wird ein Kind auf der Strasse gewaschen, Seife gerät in die Augen, das grosse Gebrüll. Schnell auf ein Kingfisher in das Olypub, wo eifrige Studenten wie überall auf der Welt über die Lösungen von Problemen diskutieren, die gar keine Lösung haben, weil es keine Probleme sind. Jetzt ist es sozusagen nur noch ein bengalischer Tigersprung bis zur geheimnisvollen Ödnis namens The Maidan. Geografisch gesehen, ist diese Leerstelle die Stadtmitte. Einst stand hier die Garnison Fort William, auf dem Land rundherum testeten die Briten ihre Kanonen. Ein sanftmütiges Köterchen mit grauer Schnauze verfolgt mich eine ganze Weile durch diesen Park, der eigentlich zu gross ist, um einer zu sein. Vorbei geht es an grasenden Ziegen, entspannt pissenden Männern, mit bunten Tüchern verhüllten Banyan-Bäumen und Liebespaaren, die im konservativen Indien bloss ihre Hände in tausend Stellungen ineinander verschränken dürfen. Erst in der Dämmerung finde ich mich wieder am Queensway, wo die an der Leine spazieren geführten Affen und die Menschen, die wie Pferde leben, weil sie Rikschas huflos durch die Strassen ziehen, ein Zeichen dafür waren, dass man nun wieder in der Normalität Kalkuttas angelangt ist.

Die Normalität Kalkuttas? In einer solchen Stadt lebt besser, wer manchmal seinen Kopf verliert und nur seinen Augen folgt.

Von The Maidan in Richtung Westen bis zur viktorianischen Howrah Station aus rotem Backstein mit ihren holzgeschnitzten Schalterhäuschen und einem Wartesaal nur für Frauen und Reisende der ersten Klasse. Jeder Zug, der hier hält, entlädt mindestens zehntausend Menschen in die Stadt. Zu Fuss machen sie sich auf über die gewaltige

Howrah-Brücke ins Zentrum Kalkuttas. Eine schöne Brücke – wo man sich hinstellen muss, um sich wieder mal in Erinnerung zu rufen, dass der Mensch ursprünglich ein Lasttier war. Die tägliche Karawane über die Brücke zählt zwei Millionen Menschen, das stand im ehrwürdigen «Telegraph of India». In einer einzigen Minute werden über die Brücke getragen: circa 100 Blechkanister mit Palmöl, eine gute Tonne Senfsamen, Teeballen für eine ganze Stadt, mindestens 300 Weissblechpfannen, ein ganzer Wald in Bretterform, die ganze holländische Tulpenernte eines Jahres, Gewürze für sämtliche indischen Restaurants in London, Rattengift in grossen Säcken, Fahrradschläuche, zehn Kilometer Seil, Plastikstühle für eine italienische Strandpromenade, Bambusstangen, mit denen man das Empire State Building verkleiden könnte, eine halbe Million Hühner zu Bündeln zusammengebunden und mehr gelb-orange Blüten als Sterne in unserem Sonnensystem.

Alles ist öffentlich

Calcutta, wie die Stadt hiess, bevor sie in Kolkata umbenannt wurde, war schon immer die britischste aller indischen Städte. Delhi, behauptet der scharfzüngige indische Nobelpreisträger V. S. Naipaul, sei ein schlechter imperialer Witz mit seinen zu breiten Strassen und den lächerlichen motorisierten Rikschas. Und Mumbai, das geschäftige Mumbai, ist inzwischen so globalisiert, dass es ebenso gut als eine Mischung aus Jakarta und Zürich durchgehen könnte.

Kalkutta ist die grosse Verwalterin des Erbes dieser einzigartigen Mischung aus englischer und indischer Kultur. Kalkutta sei ein gigantisches Stadtexperiment der Moderne, der radikalste Versuch, zwei Kulturen sozusagen mit der Gründung der Stadt miteinander zu verschmelzen, wie es der freundlich-kluge Schriftsteller und Musiker Amit Chaudhuri bei einer Tasse Tee aus dem nahen Darjeeling im legendären Patisseriehaus Flurys an der Park Street gesagt hat. Die Prunkstücke viktorianischen Stolzes ragen heute noch aus dem Stadtbild, das megalomaneische Victoria Memorial, das Writers Building, wo die East India Company ihren Sitz hatte, und natürlich das Hotel Grand Oberoi, einst eine Offiziersschule, jetzt die beste Adresse der Stadt.

«Hey Boy», das wäre vor fünfzig Jahren noch die korrekte Anrede gewesen, um Sabeeb zu sich zu rufen, den weiss livrierten Kellner, wenn man so ein bleicher Angehöriger der britischen Oberklasse gewesen wäre, der sich insgeheim gerne den Hintern versohlen lässt. Aber jetzt ist 2012, Sabeeb absolviert die Hotelfachschule, der junge Muslim trägt den Stolz und den ungeheuren Leistungswillen praktisch aller junger Inder, mit denen man ins Gespräch kommt, wie auf einem Silbertablett vor sich her. Die Krähen auf den Palmen um den Pool sind vermutlich dieselben wie zu Kiplings «Dschungelbuch»-Zeiten, nur ist inzwischen das Oberoi ein noch ungeheurerer Luxus in einer Stadt wie Kalkutta. Was für eine banale Bemerkung – wenn man nicht gleich anfügen könnte, wie scheinbar wenig Empörung dieser Gegensatz bei den Einwohnern Kalkuttas selbst provoziert. Eine Folge des Kastensystems? Oder die Gewissheit vieler Hindus, dass Armut und Reichtum nur zwei verschiedene Enden desselben Schicksalsstrangs sind?

Es ist nicht einfach, diese indische Gleichmut zu verstehen. Besonders dann nicht, wenn man nach kurzer Erholung aus dem Grand wieder auf die Strasse tritt. Die Stadt macht einen benommen von dem vielen Leben, welches einen sofort erfasst.

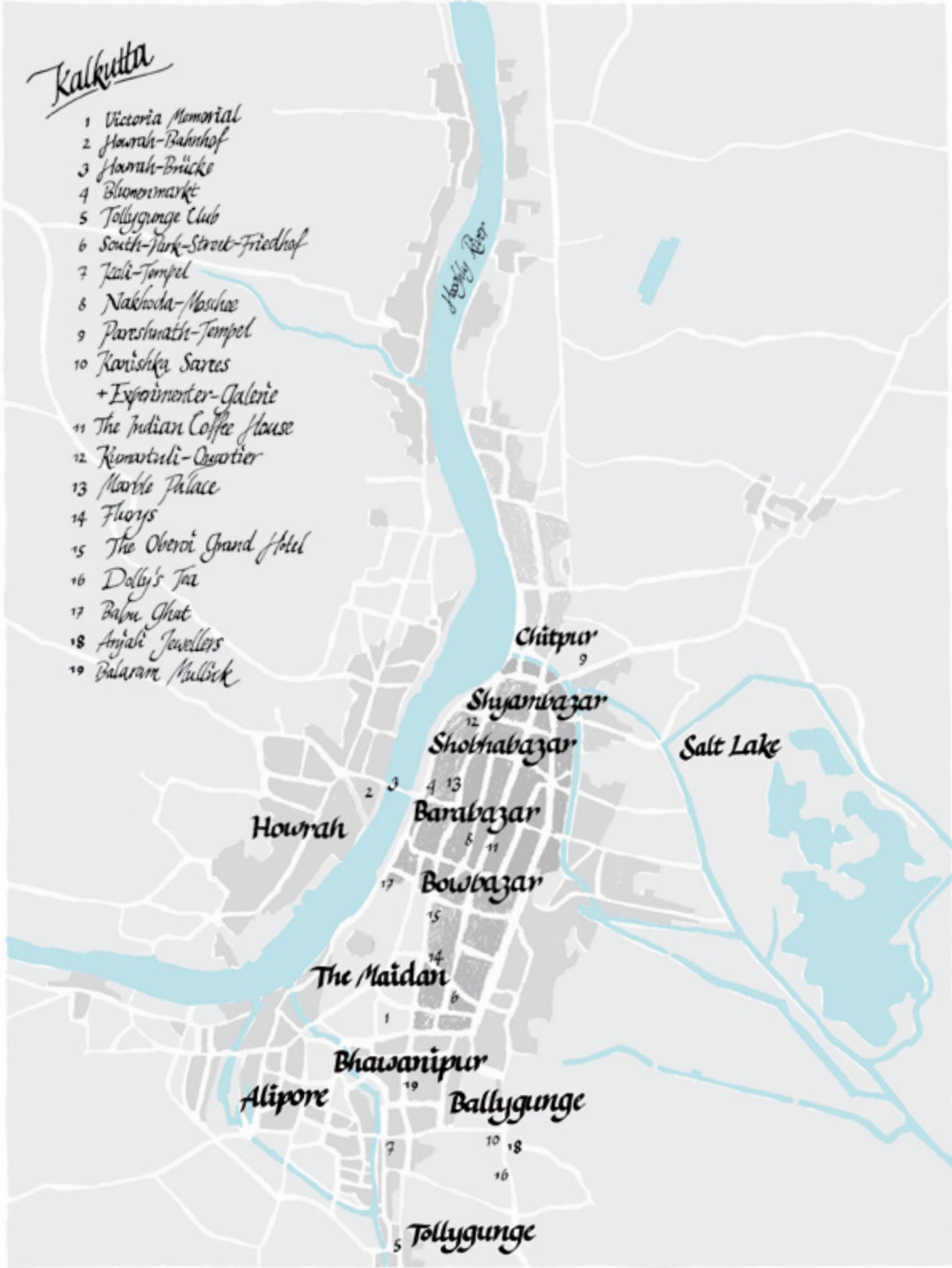
Denn öffentlicher Raum ist immer auch ganz Lebensraum, Handelsplatz, Schlafstätte. Hier gibt es nur lokales Leben, was zählt, ist immer unmittelbar. «The world is flat», die Welt ist flach, schrieb Thomas Friedman vor Jahren in seinem Bestseller, die Metapher beschrieb die alles verflachenden Kräfte der Globalisierung. Das Einzige, was in Kalkutta rasch flach wird, sind die Sohlen der eigenen Schuhe. Denn es lohnt sich unbedingt, diese Stadt zu Fuss zu durchmessen. Die College Street verbindet den vormals mondänen Norden mit seinen heute hübsch verfaulenden Villen mit dem schnell wachsenden Süden, es gibt eine Million Dinge, Menschen, menschliche Tätigkeiten, die man in jeder Sekunde bewundern könnte: Gewürzverkäufer, Messerschleifer, Strassenschneider, Barbieri, Elektriker, Lederwarenhändler, Buchverkäufer, Fladenbrotbacker, Teebrauer, Kinderramschanbieter, Schuhmacher, Brillenbieger, Pillendreher, Schlafrockverkäufer, Sockenstopfer, Pfannenausbeuler. Alle verrichten ihre Arbeit standhaft und irgendwie würdevoll – auch wenn das nach genau dem Kitsch tönt, den man beim Schreiben über eine Stadt in der Dritten Welt eigentlich unbedingt vermeiden wollte. Aber es ist wahr! Es lohnt sich auch, in Kalkutta mit dem Rauchen zu beginnen (auch wenn man nicht an die Wiedergeburt glaubt). Einzig, um sich eine Zigarette anzuzünden an einem der glimmenden Seilstücke, die genau zu diesem Zweck an jedem Kiosk hängen.

Ich habe den Priestern im heiligen Kalighat-Tempel übrigens nicht beim Schlachten einer Ziege zugesehen. Ich habe mir auch nicht bei Babu Ghat den Schädel kahlgeschoren und dann im Ganges gebadet. Auch war ich nicht im Haus des grossartigen Dichters Tagore in Jorosanka. Und ich werde irgendwann vergessen (Dank an Bruce Chatwin), wie alles schmeckte: der Bektî bei Peter Cat. Das Eclair bei Flurys an der Park Street. Die nach Hamsterscheisse duftenden Verdauungspillen, die man überall kaufen kann. Der Mimosen-, Frangipani-, Mango- und Jacarandaduft in den Strassen von Shobha Bazar. Vielleicht werde ich nie wieder an einem Januarabend über The Maidan schlendern, wo Hunderte von gelenkigen Bengalen Cricket spielen, während sich die Sonne über den Hooghli senkt und das Ganze in ein pfirsichfarbenes Licht taucht, das nur der Smog von Kalkutta möglich macht.

Adressen

- Flurys, Park Street, Kolkata
- The Oberoi Grand Hotel, 15 Jawaharlal Nehru Road, Kolkata
- Babu Ghat Ferry Station, Kolkata
- The Writers Building, B.B.D. Bagh, Kolkata

Text: Finn Canonica

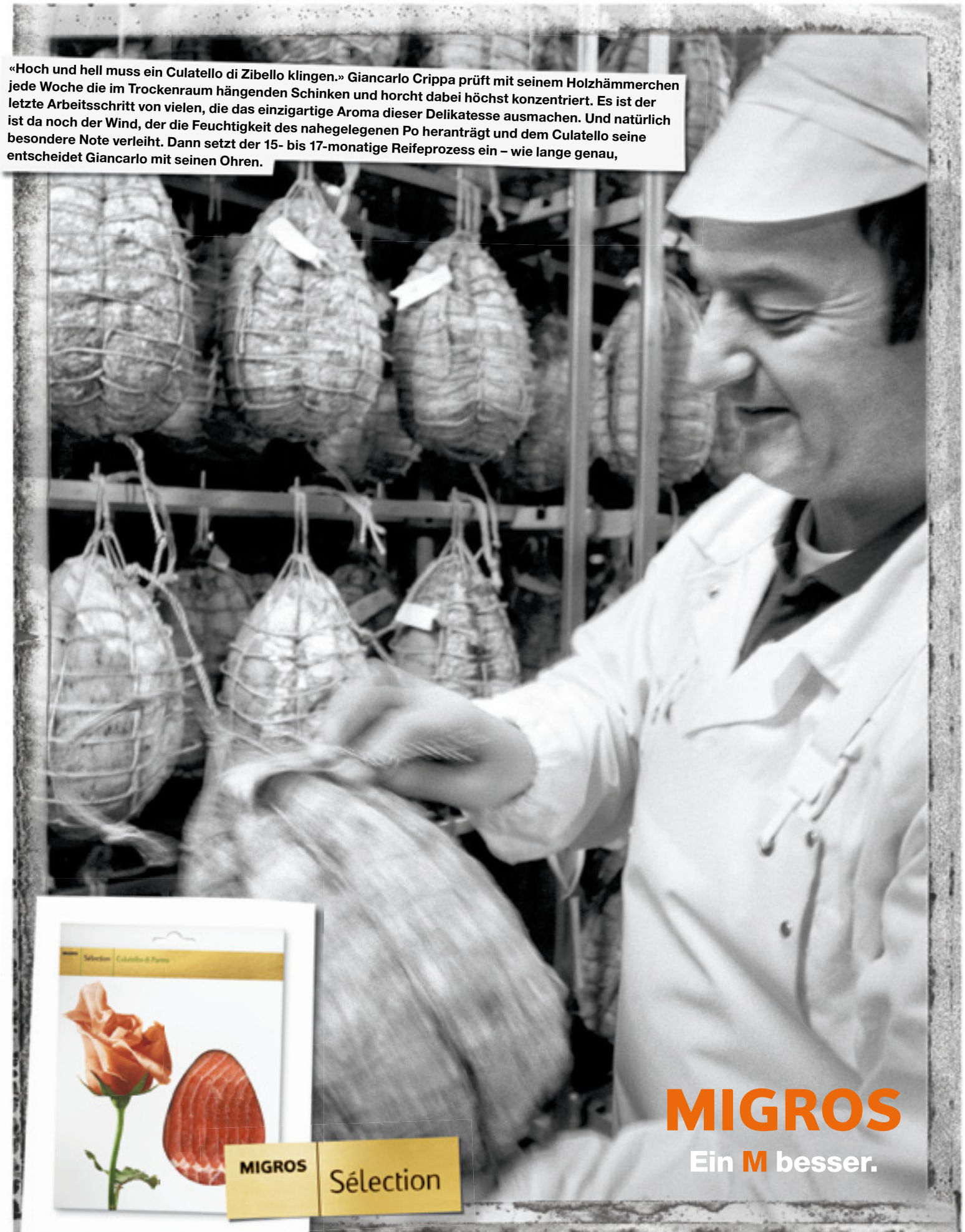


Karte: Mauro Paoletti



Ein Stigott im Indian Coffee House

«Hoch und hell muss ein Culatello di Zibello klingen.» Giancarlo Crippa prüft mit seinem Holzhämmerchen jede Woche die im Trockenraum hängenden Schinken und horcht dabei höchst konzentriert. Es ist der letzte Arbeitsschritt von vielen, die das einzigartige Aroma dieser Delikatesse ausmachen. Und natürlich ist da noch der Wind, der die Feuchtigkeit des nahegelegenen Po heranträgt und dem Culatello seine besondere Note verleiht. Dann setzt der 15- bis 17-monatige Reifeprozess ein – wie lange genau, entscheidet Giancarlo mit seinen Ohren.



MIGROS
Ein **M** besser.



HÄNDLER, NICHT HELDEN
College Street ist ein wunderbarer Ort, um sämtliche jemals in englischer Sprache gedruckten Bücher mit schöner Patina überzogen wiederzufinden. Gegen das Angebot der Bücherställe in Kalkutta wirken die Pariser Bouquinisten geradezu wie Karikaturen. In Kalkutta wird auf jedem Quadratzentimeter in jeder Minute des Tages mit irgendetwas gehandelt – so, als ob der Handel die wahre Bestimmung jedes Menschen wäre.



Die neue
BMW 3er Limousine

www.bmw.ch



Freude am Fahren

IN BESTFORM.

Wer als Athlet der Konkurrenz voraus sein will, hat den Anspruch, immer Bestleistungen zu erzielen – mit einem Höchstmass an Ästhetik, Dynamik und Präzision. So wie bei der neuen BMW 3er Limousine: Athletisch wie nie zuvor vereint sie Sportlichkeit und Eleganz. Die neuen BMW TwinPower Turbomotoren sind kraftvoll und effizient zugleich. Innovative Technologien wie das Head-up-Display und zahlreiche Fahrassistenzsysteme sind wegweisend für ihre Klasse. Die neue BMW 3er Limousine ist gebaut, um voranzufahren. Denn sie ist in Bestform. Mehr Informationen bei Ihrem BMW Partner oder unter www.bmw.ch

DIE NEUE BMW 3er LIMOUSINE.

BMW EfficientDynamics
Weniger Verbrauch. Mehr Fahrfreude.





Der Garten eines Privathauses im Süden der Stadt.



Blazer aus organischer
Baumwolle
69.90

H&M



DIE GANZE WELT

Blick in The Maidan und ins legendäre Indian Coffee House an der College Street. Es lohnt sich, an beiden Orten viel Zeit zu verbringen: Beides sind gute Orte, um darüber nachzudenken, warum Globalisierungskritik immer ins Leere zielt, weil Globalisierung sich ohnehin vollzieht. Man muss den Menschen nur zuhören.

KSB



Blazer

129.–

**Coop ist nachhaltigste
Detailhändlerin der Welt.**

Coop belegte 2011 den 1. Platz im oekom
Corporate Rating der Einzelhändler.

naturaline
B I O C O T T O N

**FÜR FASHION
& FAIRNESS**

coop city

Für mich und dich.



Ein Termin bei der Schauspielerin, Regisseurin und Filmproduzentin Aparna Sen ist eine grosse Sache in Kalkutta. Sen ist in dieser filmverliebten Stadt eine der wichtigsten Persönlichkeiten. Erst mal empfängt ein Sekretär den Gast und bittet darum, Platz zu nehmen in einem mit guter Kunst ausgestatteten Penthouse in Salt Lake, einem neuen Quartier am Stadtrand. Und dann der Auftritt von Frau Sen, würdevoll, freundlich und sehr neugierig. Bevor sie sich auf ein Gespräch einlässt, will sie zuerst wissen, mit wem sie es zu tun hat. Sie gehört definitiv zu jener Sorte Frauen, denen eine gewisse Klasse einfach schon mal in die Wiege gelegt worden ist. Und, natürlich, Frau Sen ist wunderschön.

Das Magazin—Sie könnten vermutlich rein von Ihren Möglichkeiten her überall in der Welt leben. Warum haben Sie Kalkutta gewählt?
Aparna Sen—Ich weiss nicht, ob ich wirklich überall leben könnte. Als ich meinen zweiten Mann Kalyan Ray heiratete, war eine meiner beiden Töchter 13, die andere studierte bereits in den USA. Auch Kalyan lebte in den USA, ich hätte also tatsächlich dahin ziehen können. Ich blieb aber in Kalkutta, weil meine Eltern hier leben, ausserdem hatte ich bereits eine Filmkarriere in dieser Stadt hinter mir. Und alle meine Filme drehen sich um das Leben hier in West-Bengal, ich brauche genau diese Atmosphäre um mich, sonst kann ich mir gar keine glaubwürdigen Figuren ausdenken. Es klingt immer ein bisschen pathetisch in einer globalisierten Welt, aber mir sind meine Wurzeln tatsächlich wichtig.
DM—Wäre Kalkutta ein Geisteszustand, wie würden Sie ihn beschreiben?
AS—Es fühlt sich für mich hier an, als lebte ich in einer Fruchtblase, total sicher, ernährt wie von selbst und geschützt.
DM—Was unterscheidet Kalkutta von Mumbai oder Delhi?
AS—Das kann ich nur persönlich beantworten. In Kalkutta kennen mich viele Leute, viele mögen meine Filme und meine Schauspielerei. Einmal, am Flughafen, ich glaub sogar, ich war auf dem Weg ans Filmfestival von Locarno, wurde ich von der Security durchgewunken, weil die so sicher waren, dass ich für Kalkutta einen Preis holen würde. Mumbai und Delhi sind für mich kalte Städte, auch wenn das jetzt selbst etwas kalt klingt. Ich glaub, in Mumbai und Delhi ist es das allerhöchste Gut, möglichst cool und indifferent aufzutreten.
DM—Wie wurden Sie eigentlich Regisseurin? Das war für eine Inderin damals bestimmt kein einfacher Berufswunsch, geschweige denn ein einfacher Weg.
AS—Oh, im Gegenteil, das war einfach. Ich wurde sozusagen mit den besten Filmen der Welt von klein auf gefüttert. Meine Eltern waren Gründer der Kolkata-Filmgesellschaft, deren Präsident, der legendäre Regisseur Satyajit Ray, war ein Freund unserer Familie. Mit zehn hatte ich bereits «Panzerkreuzer Potemkin», «Ivan der Schreckliche» und «Das Siebte Siegel» gesehen, alles auf 8-mm-Kopien in unserem Wohnzimmer zu Hause. Als ich dann später mit der Schauspielerei begann, kapierte ich zum Glück bald, dass man keine Karriere machen kann, wenn man nicht in Mainstream-Filmen mitspielen will. Also dachte ich, dass es vielleicht clever wäre, es auch mal mit etwas anderem zu versuchen. Ich war nicht so schlecht im Aufsatzschreiben in der Schule, folglich versuchte ich es mal mit einer Kurzgeschichte. Ich schrieb meist während der Drehpausen, studierte an der Geschichte rum, als ich in der Maske sass. Ich hatte Glück. Aus der Geschichte wurde ein Drehbuch, vermutlich hatte ich instinktiv

filmisch geschrieben. Ich zeigte es Satyajit Ray, der eine Art Mentor war. Sofort sagte er, ich solle unbedingt einen Film daraus machen. So entstand dann «36 Chowringhee Lane», mein erster Film. Ich wusste natürlich, dass die Filmindustrie eine Männerwelt ist, aber das hat mich nie abgeschreckt, ich wollte einfach unbedingt Filme machen, ich glaube, manchmal ist eine gewisse Naivität der stärkste Antrieb. Ich muss natürlich auch sagen, dass meine Eltern mich immer unterstützt haben.
DM—Es gibt Bollywood in Mumbai und eine bengalische Filmindustrie in Kalkutta. Was sind die Unterschiede?
AS—Der Hauptunterschied ist der Markt. Bengalische Filme werden für einen lokalen Markt gemacht. Bollywood erreicht inzwischen die Welt. Das heisst natürlich für uns, dass wir viel weniger Geld haben, um Filme zu drehen. Bengalische Filme basieren aber auf anspruchsvolleren Drehbüchern, das hat sicher mit dem hohen Stellenwert der Literatur in dieser Gesellschaft zu tun. Dafür fehlt uns dann das Geld beim Equipment, Licht, Ton und so weiter.
DM—Gibt es eigentlich eine spezielle indische Art des Geschichtenerzählens?
AS—Nein, es wäre Kitsch, so was zu sagen.
DM—Sie haben auch eine Frauenzeitschrift gegründet, können Sie uns etwas darüber erzählen?
AS—«Paroma» ist ein Magazin für Frauen, die noch ein wenig mehr im Kopf oder in der Agenda haben als Kochen und gutes Aussehen. Ich bin immer wieder überrascht, wie wenig soziologische Themen in Frauenzeitschriften abgehandelt werden. Sicher behandelt «Paroma» auch viele Indien-spezifische Themen, zum Beispiel die Rolle von unterprivilegierten Frauen in dieser Gesellschaft.
DM—Wie wichtig sind Frauenthemen in Indien?
AS—Sehr wichtig, sehr sehr wichtig sogar. Kürzlich wurde eine Frau von drei Männern in ihrem Auto vergewaltigt, es gab zum Glück einen gewaltigen Aufschrei. Es gab natürlich die Stimmen, die sofort sagten, die Frau hätte abends nicht alleine in ihr Auto steigen sollen und schon gar nicht in der Kleidung, die sie offenbar anhatte. Aber solche irren und frauenverachtenden Stimmen sind zum Glück eine Minderheit geworden, das ist schon mal ein sozialer Fortschritt. Die grossen Probleme finden sich allerdings auf dem Land. Wie überall auf der Welt, ist die verarmte Landbevölkerung sozial sehr konservativ, Frauen werden wegen nichts aus der Gemeinschaft verstossen, wegen angeblicher Ehebrüche umgebracht. Es kommt sogar vor, dass Mädchen umgebracht werden, manchmal von den Müttern selbst, im Embryonalstadium oder dann kurz nach der Geburt. Man darf niemals vergessen, Indien ist ein Land, welches wie in verschiedenen Zeitläufen lebt. In Teilen Indiens lebt man noch im 18. Jahrhundert, in anderen Teilen schon fast im 22.
DM—Sie haben immer für die Rechte der Frauen in Indien gekämpft. Haben die Frauen vom ökonomischen Aufstieg des Landes denn profitiert?
AS—Ich denke schon. Viel mehr Mittelklassefrauen arbeiten heute als noch in den Sechzigerjahren, damals war das eine absolute Ausnahme. Auch gibt es in Indien immer mehr weibliche CEOs, ganz allgemein scheint mir, als verändere sich die indische Businesswelt diesbezüglich sehr rasch. In der Politik haben Frauen in Indien seltsamerweise immer eine vergleichsweise bedeutende Rolle gespielt, wie Sie sicher wissen. Aber eben, auf dem Land ist die Lage vieler Frauen ziemlich katastrophal.
DM—Was sind denn die grössten Hindernisse, die sich beruflich und privat einer modernen, urbanen Inderin in den Weg stellen?

AS—Ich sehe keine. Ich hatte aufgrund meines Geschlechts nie ein berufliches Problem. Aber das liegt sicher auch an der Industrie, in der ich tätig bin. Im Film ist das Wort des Regisseurs Gesetz. Und wenn der Regisseur eine Regisseurin ist, dann gilt das eben auch in Indien so.

DM—Kalkutta sei eine sehr poetische, aber keine romantische Stadt, sagte uns die Künstlerin Suhasini Kejriwal. Sehen Sie das auch so?

AS—Schwer zu sagen. Jeder sieht die Stadt doch anders. Früher war Kalkutta eine sehr exzentrische Stadt, die Leute taten viel aus Leidenschaft, nicht unbedingt wegen des Geldes. Ich kannte Männer und Frauen mit den absurdesten Hobbys, den exzentrischesten Lebensstilen, ans Geld dachte kein Mensch. Bis in die Siebzigerjahre hinein galt es sogar als äusserst vulgär in eher gebildeten Kreisen, überhaupt über Geld zu reden. In den Achtzigerjahren hat sich diese Haltung dann leider geändert. Inzwischen gilt man als Idiot, wenn man nicht gleich ans Geld denkt, egal, was man gerade macht, welche Leidenschaften man hat. Die Menschen werden immer materialistischer, wie in allen Städten der Welt, ich hoffe, das klingt jetzt nicht wie die Klage einer älter werdenden Frau. Ich glaube, die Nostalgie nach diesem alten Kalkutta ist es, die mich immer noch in der Stadt hält. Ausserdem spreche ich gerne meine Muttersprache Bangla, die ich ausser in Bangladesh natürlich sonst nirgends sprechen kann. Und dann gibt es natürlich diese Bilder, die so sehr Kalkutta sind – Krähen, die auf den Telefonleitungen sitzen und das Strassenleben kommentieren, mit dem Tram durch The Maidan fahren, ein einsamer Mann mit einer leeren Rikscha in Nordkalkutta, die Boote auf dem Ganges, Park Street in der Weihnachtszeit – ist das poetisch? Ja. Ist das romantisch? Ich denke schon. Aber die beiden Dinge, die Kalkutta wirklich zu einer einzigartigen Stadt machen, sind die ungeheure Toleranz und der Humor der hiesigen Intelligenzija. In Kalkutta kann wirklich jeder Mensch genau nach dem Bild leben, das er von sich selbst am liebsten hat. Ausserdem sind die Leute hier noch wirklich hungrig nach Kultur, niemand ist hier so abgelöscht, wie ich es zum Teil in anderen Städten erlebt habe. Was, eine Rodin-Ausstellung? Schon tausendmal gesehen. So was hört man in Kalkutta nie.

DM—Was ist für Sie ein typischer Kalkutta-Moment?

AS—Einen Nachmittag in einem bengalischen Mittelklassequartier verbringen. Die Strassen sind fast leer, weil es zu heiss ist im Sommer. Man sitzt mit Freunden zusammen, diskutiert, trinkt Tee. Und wenn sich die Sonne senkt, hört man von überall das Geräusch von aneinanderschlagenden Muschelschalen, weil die Leute die Lichter in ihren privaten Tempeln anzünden.

DM—Wo ist Kalkutta visuell am stimulierendsten?

AS—Definitiv im Norden mit seinen Stadtvillen aus dem 19. Jahrhundert, alle mit zwei Höfen, gigantischen Balkonen und neoklassizistischen Portalen. Leider muss man sich beeilen, wenn man die noch sehen will. Auch bin ich immer wieder von den serpentinartigen Strassen fasziniert und den bunten Glasfenstern, die man an vielen Häusern noch sieht. Es ist schön, wenn die Sonne in so ein Fenster scheint.

DM—Es ist gerade aus Schweizer Perspektive schwer, die gigantischen Unterschiede zwischen Reich und Arm mental erst mal zu verdauen, wenn man zum ersten Mal in Indien ist. Lernt man eigentlich, irgendwann damit umzugehen?

AS—Ja, man muss das lernen – ausser man möchte sein Leben als Mutter Teresa verbringen. Diese Unterschiede in Indien sind gewaltig, auch wenn ich

sagen muss, dass es in Kalkutta gebessert hat. In Mumbai, so mein Eindruck, sind die Kontraste fast noch grösser geworden, das hat aber sicher auch damit zu tun, dass Mumbai ein Finanzzentrum ist. Man kann aber auch viel tun dagegen, es arbeiten fantastische NGOs im Land, die sollte man unterstützen; ich kenne auch fast keine Ärzte, die nicht auch kostenlos Leute impfen, operieren und therapieren.

DM—Was muss man denn unbedingt gesehen haben in Kalkutta?

AS—Definitiv das Indian Coffee House an der College Street. Der Treffpunkt für Intellektuelle, Künstler, Studenten. Ich würde unbedingt auch Chinatown besuchen, die Gegend heisst Chhatawalla Gully, es ist interessant, wie sich die beiden Kulturen vermischen. Und man muss die armenische Kirche an der Brabourne Road sehen; die Synagoge und die Nakhoda-Moschee, besonders an einem muslimischen Festtag. Der Kalighat-Tempel gehört natürlich auch dazu. Täglich werden dort Ziegen geopfert, das ist zwar ein etwas blutiger Anblick, aber wer es ertragen kann, wird den Besuch niemals vergessen. Und besuchen Sie mal das Fairlawn Hotel, ein Gebäude im schönsten Kolonialstil; heute wird es von den Nachkommen einer Armenierin geführt, die bereits 1933 nach Kalkutta kam. Zu empfehlen ist auch die Somplace Else Bar im Park Hotel, wo es immer tolle Konzerte gibt. Und dann natürlich der New Market hinter dem Oberoi Grand, auch bekannt unter dem alten Namen Hogg's Market, man muss nur aufpassen, dass man sich nicht irgendwelchen Kram andrehen lässt.

DM—Wenn Kalkutta eine Schauspielerin wäre, dann welche?

AS—Keine Ahnung, Aparna Sen. Oder vielleicht Soumitra Chatterjee, oder es könnte ja auch ein Mann sein, der Schauspieler Satyajit Ray in der «Apu-Trilogie». Schauen Sie sich die an.

DM—Der Vollständigkeit halber: Was ist das Schlimmste am Leben in Kalkutta?

AS—Die Gesundheitsvorsorge, das Geheue der Autofahrer, der Schmutz auf den Strassen.

DM—Wenn nicht in Kalkutta, wo würden Sie sonst leben wollen?

AS—In Manhattan. Auch eine liberale Stadt wie Kalkutta. Ausserdem mit dem angenehmen Nebeneffekt, dass auch nicht gleich jeder fragt, woher man eigentlich kommt und was man will im Leben.

Adressen:

- Indian Coffee House, College Street, Kolkata
- Fairlawn Hotel, 13/A, Sudder Street, Kolkata
- Somplace Else Bar im Park Hotel, 17 Park Street, Kolkata

Gespräch: Finn Canonica





GÖTTER ZUM BETEN, GOTT ESSEN

Kumartuli heisst das für seine Gottheiten aus Tonerde berühmte Viertel (links). Tausende von Gottheiten aus Ganges-Schlamm entstehen hier jeden Tag; die Figuren werden nicht gebrannt, sondern an der Sonne getrocknet. Entweder es ist ein Fisch, oder aber es schmeckt süß: Die beiden wichtigsten Komponenten der bengalischen Küche kauft man am besten auf dem Markt von Dahkuria (Bilder auf dieser Seite).



Von Kalkutta kann man Gelassenheit lernen, sagt Suhasini Kejriwal. Auch wenn das im täglichen Drama des Lebens in dieser Stadt schwer klingt.

Wir wollen mit der Künstlerin Suhasini Kejriwal nicht über Kunst reden, auch wenn man sagen muss, dass Frau Kejriwal eine gute Künstlerin ist, eine sehr gute sogar. Ihre riesigen, extrem detaillierten Gemälde von fiktiven Orten gehören zu den besten Werken der zeitgenössischen indischen Kunst. Wir wollen mit Kejriwal über ihre Stadt reden, über «Kooooolkattta», wie man hier sagt. Kejriwal sitzt – natürlich – im zuckersüssen Flurys an der Park Street, hinter Vitrinenglas warten Schwarzwäldertorten und Eclairs auf indische Mägen. Zuvor muss man allerdings erst mal an der Bettlerin vorbei, die einem am Eingang ihren Säugling präsentiert. Bloss, wie macht man das? Senkt man einfach den Blick? Eine abweisende Handbewegung? Ihr Geld zustecken, wäre ein Fehler, raten verantwortungsbewusste Inder, besser man überweist nach dem Indien-Aufenthalt einen Betrag an ein seriöses Hilfswerk.

Kejriwal wurde in Kalkutta geboren, sie hat Kunst in London und New York studiert, sie ist die allerschüchternste Person, die man sich vorstellen kann. Eleganter Schmuck verrät die Herkunft aus einer guten Familie. «Es klingt immer nach einer Fehlentscheidung, wenn man erklären muss, warum man in einer solchen Stadt lebt», sagt sie gleich zu Beginn des Gesprächs. Gerade als Künstler sei man hier doch sehr auf sich gestellt. Tollygunge ist nicht Soho und Shobabazaar nicht das Pariser Belville-Quartier. Wer in Kalkutta lebt, hat andere Prioritäten gesetzt. Arbeit vor Szeneleben. Soziale Herausforderungen vor dem trüg machenden Applaus der ewiggleichen Freunde.

«In Kalkutta muss man sehr genau wissen, was man will», sagt sie. Ah, schön, das will der weit gereiste Besucher hören, genau diese vollkommen nüchterne Aussage. «Aber Sie sind doch Malerin, sind es nicht die Farben der Stadt, das Licht?»

Doch Suhasini Kejriwal zieht ihr Entzauberungsprogramm durch. Der Charme tropischer Tristesse sei nur in unseren Köpfen, sagt sie. Eine Erfindung des Westens, romantischer Orientalismus. Das ist jetzt sehr hart, wer immer in Indien ist, neigt natürlich dazu, jeden Kuhfladen durch Imagination zu überhöhen. «Kalkutta ist zwar manchmal eine poetischer Ort, aber sicher kein romantischer», sagt sie. Darüber müsste man jetzt länger nachdenken, aber sie redet bereits leise-melodisch weiter über ihre Stadt, die jetzt gerade an den grossen Fenstern des Flurys vorbeiströmt.

Die typischen Strassen Kalkuttas: Es ist unmöglich, einfach nur zu spazieren, ohne an Waren vorbeizugehen. Jeder Millimeter der Stadt ist ein Markt – dass nur Reiche gerne shoppen, ein Lieblingsargument europäischer Selbsthasser, ist offensichtlich ein Irrglaube. Einkaufen, handeln, Preisdifferenzen ausnutzen, wer daran zweifelt, dass dies fundamental zur menschlichen Natur gehört, sollte mal eine Weile in einer indischen Stadt verbringen.

«Kalkutta ist eine Immigrantenstadt, weshalb man sich sofort wohlfühlt», sagt Suhasini. Weil so viele hier fremd sind, sei es am Ende dann doch keiner. «Es herrscht hier eine ungeheure Gelassenheit. In Mumbai dreht sich alles darum, von wem man eingeladen wird. In Bangalore muss man alle dreissig Sekunden ein neues Projekt haben, und in Delhi trägt man seinen Reichtum auf ziemlich vulgäre Art zur Schau.» In Kalkutta dagegen herrsche ein sehr entspanntes und warmes Grundgefühl.

Müsste man die Volksseele der Bengalen mit einem westlichen Vergleich erklären, so könnte man in etwa sagen, dass die Bengalen wie die Sizilianer sind, plus Curry minus Mafia. Das hat Suhasini Kejriwal natürlich nicht so gesagt – aber so muss man es sich vorstellen. Man muss begreifen, sagt sie, «Kalkutta ist nur etwas mehr als zweihundert Jahre alt». Gemessen am Alter der indischen Kultur also eine fast neue Stadt. Dennoch sei das ganze Gerede von der «Global City» an Kalkutta vollkommen vorbeigegangen, sagt Shuasini, die lange in London gelebt hat. «Ich könnte Ihnen jetzt lange aufzählen, was Kalkutta alles nicht ist.» Und doch gäbe es einen ganz bestimmten «Genius» des Ortes. Der liegt sicher nicht begründet in der Architektur der Stadt. – Auch wenn, wer genau hinschaut, in vielen Gebäuden Travestien von orthodoxen Kirchen, römischen Tempeln, Londonder Stadtvillen, französischen Lustschlössern und japanischen Pagoden erkennt. Es gibt sogar ein Gebäude, das ausschaut wie der UBS-Hauptsitz in Zürich, nur mit Moos überwachsen.

Skyline? Kalkutta hat keine.

Society: Kein Mensch ausserhalb von West-Bengalen kennt die? Na, was dann?

Es sind die Bewohner, die den Raum der Stadt bilden, sagt Suhasini Kejriwal. Diese 20 Millionen Menschen, von denen mindestens die Hälfte mitten auf der Strasse irgendwelchen Tätigkeiten nachgeht. Oder eben nicht. Es gäbe in Kalkutta tausend verschiedene Formen des Elends, aber auch tausend verschiedene Formen des Glücks.

Natürlich gäbe es das auch in New York oder anderswo. Aber Kalkutta lebe einem das ständig vor, greifbar, vor der eigenen Haustür sozusagen. Das sei es, was Kalkutta ausmache. «Und wer das mal verstanden hat, der werde bald einmal von einer wunderbaren Ruhe ergriffen.»

Suhasini Kejriwal hat kaum eine Tasse Tee getrunken. Zeit zum Aufbruch. Plötzlich ist sie verschwunden. Zurück auf der Strasse – eine Szene, wie von Vermeer konstruiert, hätte er in Kalkutta und nicht in Den Haag gelebt. Ein eleganter alter Mann in einem sehr blauen Hemd sitzt nicht weit vom Flurys entfernt mitten auf der Strasse an einem kleinen Pult. Er hämmert konzentriert in eine alte Olivetti-Schreibmaschine. Eine junge Frau in einem dunkelroten Sari schaut ihm gespannt über die Schulter, offensichtlich kann die Frau nicht schreiben und braucht dringend ein Dokument. Das ist natürlich ein sehr poetisches Bild, aber gewiss kein romantisches.

Adressen:
• Flurys, Park Street, Kolkata

Text: Finn Canonica



ET IN ARCADIA EGO

Wenn es einen Ort gibt, der einem auf schauder-
erregend schöne Art beibringt, wie wenig
Zeit wir auf dieser Erde verbringen, dann ist
es der South Park Street Cemetery. Wer nach
dem Besuch auch nur noch eine Minute Leben ver-
geudet, muss verrückt sein. Auf dem Bild
oben ragt ein Engel auf der Kuppel des Victo-
ria-Memorials in den ewigen Himmel.
Rechts zwei Blicke in die Strassen von Nord-
kalkutta, wo einst das Bürgertum lebte.
Heute sind viele der Stadtvillen am Zerfallen,
was aber niemanden gross zu stören scheint,
denn die Stadt ist im Süden unterwegs in die
Zukunft. Sentimentalitäten können sich nur
Europäer leisten.





Es gibt in Indien 2012 inzwischen wohl Hunderttausende von Männern und Frauen wie Karan Paul: extrem gut ausgebildet, extrem ambitioniert und mit einem berechtigten Stolz auf den Weg, den ihr grosses Land in den letzten zwanzig Jahren gegangen ist. Karan Paul ist schwerer zu fassen als ein bengalischer Bakti in einem der grossen Seen im Süden der Stadt. Kaum ist er da, ist er schon wieder weg.

Das Magazin–Indien ist eine Erfolgsgeschichte. Aber die Probleme des Landes sind immer noch riesig. Was sind die grössten Aufgaben, die es zu bewältigen gilt?

Karan Paul–Wir müssen mehr Wachstum generieren. Schauen Sie unsere Bevölkerungspyramide an. Es gibt in Indien extrem viele Kinder. Die sind 2025 erwachsen; wenn es dann keine Jobs gibt, dann gute Nacht.

DM–Im Westen hört man oft, dass Indien anders sei. Trotz Hightech und Softwareboom gäbe es so was wie einen spirituellen Kern des Landes.

KP–Das ist totaler Quatsch. Die indische Wirtschaft ist sehr globalisiert, und es herrschen auch für uns die Gesetze des Marktes und nicht die von irgendwelchem Hokusfokus. Dennoch ist Indien tatsächlich ein sehr spirituelles Land, und manchmal bedaure ich es auch, wenn Traditionen verloren gehen. Aber dass Indien anders tickt als andere Länder, ist Unsinn.

DM–Braucht Indien in der gegenwärtigen Phase noch einen so starken Staat?

KP–Ja, das glaube ich. Obwohl ich grundsätzlich immer für die Liberalisierung bin, bin ich überzeugt, dass viele der Probleme des Landes in der Entwicklungsphase, in der wir uns befinden, nur der Staat lösen kann.

DM–Wenn wir schon über die Wirtschaft reden: Indien oder China? Welches Land wird auf die Dauer nachhaltigeres Wachstum erzeugen?

KP–Beide Länder sind extrem wichtig, wenn man einen Blick auf die Weltwirtschaft wirft. Ich bewundere die Effizienz und das Tempo der chinesischen Industrie, da können wir was lernen. Aber längerfristig glaube ich, dass die Demokratie Indien mit ihrer sehr jungen Bevölkerung sehr gute Karten hat.

DM–Mumbai ist Handel, Bangalore IT, in Delhi wird regiert. Welche Rolle fällt Kalkutta zu?

KP–Kunst, Literatur und Musik – Kalkutta ist eine Stadt mit einer grossen Seele, und sie erinnert einen immer daran, dass Geld alleine zwar glücklich machen kann, aber nicht selig.

DM–Wenn Kalkutta ein Geisteszustand wäre, wie würden Sie ihn beschreiben?

KP–Heimat. Kalkutta ist meine Heimat.

DM–Beenden Sie den folgenden Satz. Kalkutta ist...

KP–...wie ein altes, schon etwas beschädigtes Buch mit wunderbaren, lebensverändernden Geschichten darin.

DM–Ein Luxus, den Sie in Kalkutta nie haben werden?

KP–Absolute Stille.

DM–Was muss man in der Stadt unbedingt gesehen haben?

KP–Den Kaligha-Tempel. Das Hooghli und Kumartuli.



EINE ZIVILISATION AM FLUSS

Die ganze indische Zivilisation lässt sich nicht ohne die Bedeutung des Ganges verstehen. Der heilige Fluss ist Lebensmittelpunkt von Millionen. Kalkutta liegt am Hooghli, einem Seitenarm des Ganges, heiliges Wasser dennoch. Bei Babu Ghat baden täglich Tausende in seinen müden Fluten, und über die Howrah-Brücke, die den Bahnhof mit der Stadt verbindet, schleppen Tagelöhner Waren für die gut 20 Millionen Einwohner.





WIE AUS EINEM GETRÄUMTEN PALAST

Gold- und Silberschmuck, Armbänder, Halsketten, Broschen, Amulette, Haarreife – es gibt weder für Männer noch Frauen ein schmuckloses Leben in Indien. Die Geschlechter scheinen sich diesbezüglich fast zu vermischen, und es ist manchmal irritierend, indische Männer zu beobachten, die in der U-Bahn gedankenverloren und mit mädchenhaften Gesten ihre Goldkette um den Hals durch ihre edelsteinbesetzten Finger gleiten lassen. Stilistisch dominiert das Gegenteil von Reduktion – was wertvoll ist, muss möglichst raffiniert verarbeitet sein. Echter Goldschmuck ist aber auch eine Wertanlage in einem Land, dessen Bankensystem nicht das vertrauensersweckendste ist. Im New Market bei Chamba Lama gibt es den schönsten Silberschmuck, wer Gold kaufen möchte, sollte sich Zeit lassen. Es lohnt sich, im Norden der Stadt einen Basar zu besuchen. Oder wem das zu riskant ist, der lässt sich am klügsten eine gute Adresse vom extrem effizienten Concierge im Oberoi Grand geben. Man nimmt den wunderschönen indischen Schmuck am Ende einer Reise mit wie aus einem geträumten Palast.



NILANJAN BHATTACHARYA
KOCH & FILMEMACHER



KOCHEN ALS BESTIMMUNG
Egal, wie lange man mit wem und über was in Kalkutta spricht, am Ende gehts immer ums Essen. Die bengalische Küche ist so aufwendig, dass man bereits frühmorgens ans Nachtessen denken muss. Gemüse wird mit der Akribie zubereitet, mit der bei uns Banker Kundenkontakte pflegen. Es ist unmöglich, bengalisch kochen zu lernen. Wer wissen will, wies schmeckt, muss nach Kalkutta reisen.



Es gibt in Indien ein paar tausend Götter. Was alle anbeten, ist jedoch die bengalische Küche.

Nur die reichen Haushalte hatten damals Gasöfen. Meine Familie, untere Mittelklasse, konnte von einem Gasofen nur träumen. Wir hatten einen Kohleofen. Es ist eine meiner stärksten Kindheitserinnerungen: meine Mutter, wie sie morgens anfeuert. Es war ein komplexer Vorgang, irgendwann stieg ein dünnes Quälmdchen in den blauen Morgenhimmel, das schnell zu einer dicken, weissen Rauchsäule wurde. Nach etwa zwanzig Minuten war das Feuer bereit, und Ma begann zu kochen.

Reis, Daal, ein Fisch- und ein Gemüsecurry waren um neun fertig. Mein Vater frühstückte und machte sich um punkt halb zehn auf den Weg ins Büro. Genau so war es jeden einzelnen Tag bis zu seiner Pensionierung. An Sonntagen und in den Ferien hatte meine Mutter oft Parteitreffen und ging, nachdem sie den Reis aufgesetzt hatte – während sie versuchte, Leute davon zu überzeugen, dass der Kommunismus eine grossartige Sache sei, war es meine Aufgabe, den Reis zu überwachen. Es machte mich stolz, dass sie mir diese Verantwortung übertrug und nicht meinem acht Jahre älteren Bruder. Reiskochen ist in einem Bengalen-Haushalt eine ernste Angelegenheit. «Richtig gekochter Reis ist gar, aber nicht klebrig», sagte mein Vater oft. «Man muss noch die einzelnen Körner zählen können.» So kam ich zum Kochen, kaum zehn Jahre alt.

Meine Eltern stammen beide aus Familien, die ein Jahr vor der Teilung Indiens 1947 von Ostbengalen (später Ostpakistan, heute Bangladesh) nach Kalkutta geflüchtet waren. Ich wurde also in die dialektische Politik von Bengali Food sozusagen hineingeboren. Schon während meiner Kindheit in den Siebzigern war die gegenseitige Geringschätzung zwischen den Ghotis, den Ureinwohnern der Stadt, und uns Bangals, den Eindringlingen, ein zentrales Thema. Das Ganze äusserte sich auch in Diskussionen übers Essen. Gerade bei Gesprächen über Fischgerichte gibt es für ein fischsüchtiges Volk wie meines kein Halten mehr – wenn ein Ghoti von einem der lokalen Rezepte schwärmte, kam hundertprozentig ein Bangal daher und breitete aus, wie viel besser seine Zubereitungsart sei. Bis in die Achtziger konnte man den Konflikt auch am Fussball ablesen. East Bengal und Mohun Bagan sind die beiden wichtigsten Clubs dieser fussballverrückten Stadt – Ersterer war der Verein der Bengalen, während sich die Ghotis mit Mohun Bagan identifizierten. Wenn die beiden Clubs aufeinandertrafen, befand sich Kalkutta im Ausnahmezustand. Und auch hier ging es letztlich um Fisch: Wenn Mohun Bagan gewann, zogen die Ghotis jubelnd mit einer Handvoll Golda Chingri, grosser Garnelen, nach Hause. Und wenn East Bengal gewann, schwenkten wir triumphierend Hilsa-Fische auf dem Heimweg.

Kalkutta sitzt im Schoss einer der fruchtbarsten Deltaregionen der Welt. Durch gute sowie schlechte Zeiten hat das umliegende Land diese gierige Stadt gefüttert. Aber vor etwa zwanzig Jahren begann sich die Esskultur zu verändern. Inzwischen haben westliche Nahrungsmittel wie Pizza, Pasta, Hamburger, Käse, Würste und so weiter Einzug gehalten in die Häuser bengalischer Mittelklassefamilien. Die Jungen mögen lieber Kentucky Fried Chicken und Speed-Cricket als Fisch und Fussball. In dieser Kommerzkultur spielt der Ghoti-Bangal-Konflikt keine Rolle mehr – niemand käme heute mehr auf die Idee, mit ein paar Garnelen oder Hilsa in der Hand den Sieg zu feiern. Den Fischmärkten gehts aber trotzdem gut, denn Fisch ist immer noch ein essenzieller Bestandteil der bengalischen Küche.

Ein Bonmot in Indien besagt, die Bengalen verbrächten die Hälfte ihres Lebens mit Kochen und Essen. Das wurde zwar noch nie wissenschaftlich verifiziert, aber es spricht doch Bände darüber, wie ausserordentlich wichtig Essen im Leben eines Bengalen ist. Bis vor zwanzig Jahren gab es in Kalkutta keine bengalischen Restaurants – denn warum sollte man auswärts essen, wenn die Mutter zu Hause viel besser kocht? Aber heute, mit steigendem Wohlstand, schiessen Bengalen-Restaurants förmlich aus dem Boden. Die meisten sind recht teuer und richten sich vor allem an Reiche und Touristen, auf ihren Speisekarten finden sich traditionelle Gerichte wie Hilsa Paturi (geräucherter Fisch mit Kokosnuss-Paste im Bananenblatt), Chitol Petir Jhaal (Fischbauch an einer scharfen Sauce), Mochar Ghonto (fein geschnittene Bananenblüten mit milden Gewürzen), Kosha Maangsho (ein deftiges Lamcurry) oder Postor Bora (frittierte Mohnbällchen).

Es verändert sich so einiges in Kalkutta, aber ein paar Dinge bleiben gleich. Obwohl zum Beispiel das Konzept der Mehrgenerationen-Familie gerade heftig wackelt, weil es immer mehr Hochhäuser mit immer mehr Wohnungen für Kleinfamilien gibt, bleibt die Küche Machtgebiet der Mutter. Mütter entscheiden, was es zu essen gibt, sie kochen und kredenzen es. Sogar meine Mutter kocht noch, obwohl ihre Gesundheit mit 79 nicht mehr die beste ist. Es ist eine Ehrensache, niemand würde auf die Idee kommen, sich in dieser Angelegenheit mit ihr anzulegen. Gerade die Fischgerichte sind hochdiffizile Unterfangen, nur die Chefin des Hauses kann ihnen gerecht werden.

Auch heute noch besteht ein bengalisches Essen aus mindestens sechs Gängen. Dem allgegenwärtigen Fisch wird dabei gegartes Gemüse gegenübergestellt. Der Reis kommt mit Shak, einem Blattgemüse, das kurz frittiert wird, dazu Kashundi, eine Senfsauce. Oder es gibt Shukto, bitteres und süsses Gemüse. Danach kommt Daal in den Reis – der Dreh- und Angelpunkt einer jeden bengalischen Mahlzeit. Nach dem Daal wird wieder Fisch serviert oder auch ein Lammeintopf bei festlichen Gelegenheiten, abgerundet durch ein süsssaures Chutney aus Tomaten oder grüner Mango. Und dann das Dessert: Bengalische Süssigkeiten sind im ganzen Land berühmt, der Konfekt ist leicht und basiert meist auf Chana, Hüttenkäse. Wie die meisten Bengalen assen wir auch in meiner Familie jeden Tag Fisch. Mein Vater ging am Morgen vor der Arbeit auf den Markt, um ihn zu kaufen – wir hatten keinen Kühlschrank damals, deshalb musste Fisch immer sofort verarbeitet und gegessen werden. Langsam lernte ich, die verschiedenen Fische auseinanderzuhalten und welches Gemüse man für welches Gericht braucht. Das war der Grundstein für mein Verständnis von der bengalischen Küche: Ich sah, wie meine Mutter das, was wir auf dem Markt gekauft hatten, verarbeitete. Die Generation dieser bengalischen Mütter war die Verbindung zwischen der ländlichen Tradition und der urbanen Komplexität der Kalkutta-Cuisine, aber sie stirbt jetzt langsam aus. Meine Familie lebte wahrlich nie luxuriös, aber in der Knappheit offenbarte sich eine verborgene Fülle. Dieses Grundgefühl begleitet mich auch heute noch – durch diese Zeiten der Supermärkte und Fertiggerichte.

Text: Nilanjan Bhattacharya



CRICKET: WENIGER IST MEHR

Cricket ist das englischste aller Spiele – und wird seit Jahrzehnten von nicht englischen Mannschaften beherrscht. Aus der Perspektive der englischen Kolonioalherren diente Cricket vor allem auch der Charakterbildung: Es ist ein Spiel ohne Körperkontakt, und es verlangt erst noch keine extreme physische Verausgabung. Das Fehlen dieser beiden Eigenschaften hat vermutlich dafür gesorgt, dass der Sport keine weltweite Verbreitung gefunden hat. In Kalkutta jedoch ist Cricket populär, es gibt fast nichts Schöneres, als einen Sonntagabend in The Maidan zu verbringen. Der Witz des Spiels: Je besser gespielt wird, desto weniger geschieht auf dem Feld, es ist die ultimative Form von Eleganz. Die Bengalen mögen das.



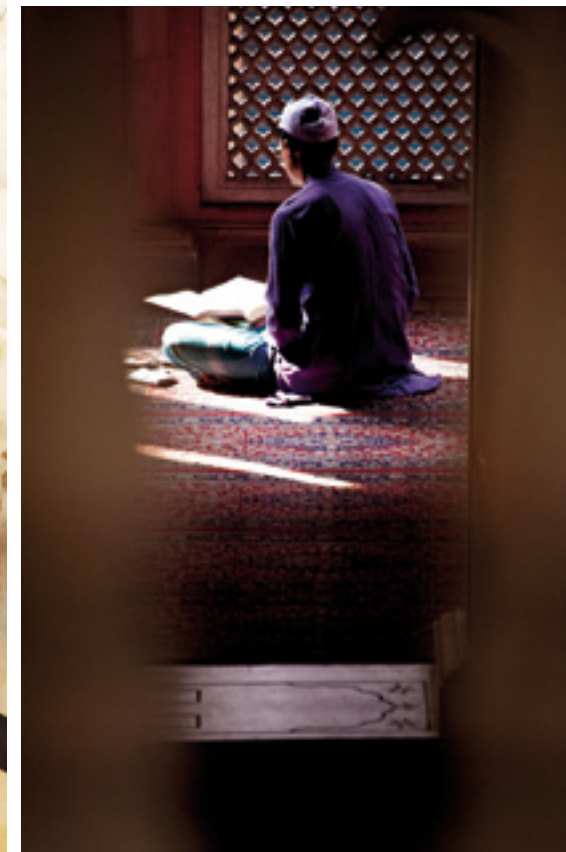
PARASNATH-JAIN-TEMPEL

Jainismus ist eine der vielen indischen Religionen, die den vollkommen gewaltlosen Weg gegenüber allen Lebens lehrt. Wer jegliche feindliche Gedanken aus einem Kopf sperrt und jedes Mückenleben achtet, kann zu einem Jinna werden, ein höheres Stadium der Existenz. Jainismus ist mit ca. 5 Millionen Anhängern eine verhältnismässig kleine Religion in Indien.



TEMPEL UND MOSCHEEN

Ein Spaziergang durch Kalkuttas Zentrum ist immer auch ein Gang durch eine zerfallende Stadt. Ganze Strassenzüge bröckeln, in jedem Winkel modert es, es erscheint einem zuweilen wie ein Wunder, dass nicht mehr Häuser zusammenstürzen. Eine Ausnahme bilden die Tempel und Moscheen der Gläubigen. Gepflegt bis in die kleinste Ritze hinein, erinnern sie daran, dass die vom Westen so hochgehaltene rationalistische Säuberung des Lebens von religiösem Zauber in einer Stadt wie Kalkutta keine Bedeutung hat. Die Bilder auf dieser Seite zeigen die Nakhoda-Moschee.





DAS SARI-PRINZIP

Sicher, der Sari von Chanda Kochhar, Chefin von ICICI, der führenden Bank Indiens, kostet mehrere Jahresgehälter eines Durchschnitts-inders. In der Regel kann sich aber praktisch jede indische Frau einen Sari leisten – und fast jede Inderin besitzt einen. Das traditionelle indische Frauengewand spielt im Strassenbild eine riesige Rolle. Das hat nichts zu tun mit falschem Festhalten an Traditionen. Auch lässt sich das Sari-Tragen nicht nur mit seiner Bequemlichkeit begründen. Das Gegenteil ist der Fall: Der Sari ist in erster Linie ein elegantes Kleidungsstück. Wer ihn trägt, ist ästhetisch dort, wo jede Frau eigentlich sein sollte, auch wenn sie keinen Sari tragen will.



PRIYANKA & PRATEEK RAJA
GALERISTEN

Die Kunstwelt feiert gerne in London, Paris oder New York – unter sich. Das Ehepaar Raja sorgt dafür, dass in Kalkutta Kunst erst mal eine Sache für alle ist.

Die Frage nach einem nationalen Temperament muss man Priyanka Raja nicht stellen. Sie ist das nationale Temperament, zumindest das bengalische. Priyanka sitzt in einem telefonzellengrossen Büro in ihrer Galerie im Stadtteil Dhakuria und schafft es, in einer Stunde so viel Energie und Gesprächsdruck aufzubauen, wie es eine Million Schweizer zusammen in einem Jahr nicht hinkriegen. Sind alle Inder so? Die meisten Bengalen sind es auf jeden Fall. Gemeint ist: extrem kommunikativ, sehr freundlich, so gastfreundlich, dass es einem fast peinlich wird. Priyanka und Prateek – das ist in erster Linie eine Liebesgeschichte. Er aus Mumbai, sie aus Kalkutta. Beide arbeiteten bei Procter&Gamble, selbe Abteilung, Gespräche beim Kopierer, einander ins Büro grinsen, zufällig in denselben Lift steigen, Begeisterungsblicke austauschen. Der Rest der Geschichte ist ein globaler Klassiker: erste Treffen ausserhalb des Büros – aus Kollegen wird ein Paar.

Der Gründungsaugenblick der Liebe ist sozusagen auch der Gründungsaugenblick ihrer Experimentier Gallery. Aus der Liebeskomplizenschaft wurde auch eine geschäftliche. Priyanka sagt: «Mich interessierte Kunst immer. Und für Prateek interessierte ich mich sofort, weil es zwar eine halbe Milliarde Männer gibt in Indien, aber nicht besonders viele, die Kunst richtig mögen.» Jedenfalls verliessen die beiden Procter&Gamble und eröffneten 2009 ihre Experimentier Gallery. Kunst in Indien – man könnte mit Priyanka und Prateek lange darüber diskutieren. Über den Hype, der nun schon eine Weile andauert. Über Künstler, die absichtlich produzieren, was das westliche Auge, respektive westliche Galerien als besonders indisch empfinden. Erdtöniges, Tiger und dazu ein bisschen Kamasutra – Kunst als Ethno-Dekoration. «The World is location free» – die Welt kennt keine Orte, sagt Priyanka, man müsste den Satz als Titel für ein künftiges Buch unter Copyright stellen. Gemeint ist: Experimentier hat keinen anderen Anspruch, als etwa eine gute Galerie in London oder Zürich zum Beispiel. Man will gute Kunst verkaufen, ob der Künstler Urs oder Sumitro heisst, ist doch egal. Nicht ganz egal ist aber der Umstand, dass die besten Werke der zeitgenössischen indischen Kunst an Sammler aus dem Ausland gehen. Es gäbe noch keinen bedeutenden inländischen Markt, sagt Priyanka. Was sagt das über die indische Gesellschaft aus? Priyanka seufzt. Prateek kann man nicht fragen, er ist gerade in Delhi. Priyanka trinkt noch eine Tasse Tee, sieht ganz in Schwarz gekleidet und mit ein paar goldenen Armreifen wie so viele Inderinnen ganz wunderbar aus. Grosse, offene Augen starren auf die grosse Frage, die sozusagen auf dem Tisch liegt.

Arme Inder, immer wollen die Besucher Fragen beantwortet haben, die man sich auch in Indien nicht täglich stellt: Wird Indien im nächsten Jahrzehnt China überholen volkswirtschaftlich? Was ist der beste Weg aus der Armut? Ist das Kastensystem nicht, na ja, ungerecht? Und eben, wie ist der Stand der Kunst in Indien?

Priyanka macht sich ein bisschen lustig über solche Fragen, das kann man schon verstehen. «Ich würde es so sagen», antwortet sie dann doch: «So etwas wie Kunst wird in Indien immer noch als Luxus empfunden.» Entsprechend gäbe es auch keine staatliche Kunstförderung und keine Kunstkritik auf einem angemessenen Niveau.

Ist das nicht sehr verständlich? Immerhin hat Indien noch ein paar Riesenprobleme zu lösen, zum Beispiel eine halbe Milliarde Menschen aus der Armut befreien. Schon wieder ein Riesenthema. Priyanka grinst, was man nicht falsch verstehen sollte. An praktisch jedem Ort der Welt käme jetzt der Part, wo die Gastgeberin erklären müsste, was es damit auf sich hat. Nicht hier in Kalkutta. Extreme Armut und grosse Privilegien leben in der Stadt sozusagen wie ein unterschiedliches, aber einander wohlge-sinntes Geschwisterpaar zusammen. Kalkutta ist eine synchrone Stadt, die Zukunft haust wörtlich in derselben Strasse wie die Vergangenheit. Bettler, Garküchen, heilige Kühe, Köter, Krähen, iPads, Software und Hightech sind Begriffe, aus denen sich keine Gegensatzpaare bilden lassen. «Das bedeutet nicht Gleichgültigkeit», sagt die Mutter zweier Kinder. Aber es heisst, dass man nicht jeden Tag an diejenigen denken könne, die weniger Glück gehabt haben im Leben. In Kalkutta würde das die totale geistige Lähmung bedeuten, sagt sie ein paar Tage später. «Nicht weil wir verdrängen wollen, aber ich muss den Kopf für eigene Projekte freihalten können, von denen ich hoffe, dass sie mal zur Entwicklung Indiens beitragen.»

Wir sitzen jetzt mit Priyanka Raja im Calcutta Football and Crickett Club (CFCC), tropische Moderne, Schwimmgeräusche aus dem sehr blauen Pool, ein perfekter unperfekter Tennisplatz, Rasensprengler drehen sich gelangweilt, Cocktails in unmöglichen Farben, das ganze Arsenal an Privilegien. Es ist später Nachmittag, hohe Palmen schneiden scharfe Muster in den dunkler werdenden Himmel. «Kunst, die ganze Auseinandersetzung mit Kunst ist in einem Entwicklungsland bestimmt noch keine absolute Notwendigkeit.» Doch die Entwicklung dieser Gesellschaft laufe auf verschiedenen Stufen parallel ab. Natürlich, Bildung und Gesundheit für alle seien erst mal das wichtigste Ziel. «Dieser nur utilitaristische Blick auf Entwicklung ist zynisch. Es geht nicht nur darum, Grundbedürfnisse zu befriedigen, es geht ja auch darum, möglichst vielen ein anregendes Leben zu bieten.»

Zeit für einen Reality Check: Wer Kunst kauft in Indien, ist meist jemand, der vom indischen IT-Boom profitiert hat. Leute, die bereits deutsches Fahrvergnügen, Gucci und Cartier besitzen. Die drängen jetzt in den Kunstmarkt, das Blasenrisiko ist damit hoch. Klar, Kunst als Statussymbol, das ist in Indien nicht anders als im Rest der Welt. «Darum ist es umso mehr unsere Aufgabe, wirkliches Interesse und Liebe an der Kunst zu fördern, nur das garantiert einen nachhaltigen Markt.» Die beiden sind stolz darauf, dass die Galerie lokal so gut verankert ist.

Es ist jetzt plötzlich sehr dunkel, so, als hätte Vishnu das Licht ausgeknipst. Priyanka leert ihren Blackberry für den Besucher, schnell ein paar Adressen ins Notizbuch. Kalkutta sei keine Stadt mit traditionellen Sehenswürdigkeiten, sagt sie. «Kalkuttas Reichtum sind die Leute, die hier leben.» Man müsse sich nur unter sie mischen. In The Maidan. In Dollys Tea Shop. Bei Peter Cat. Oder bei Arsalan, wo es die besten Byrianis gäbe.

«Oder macht einfach, wozu ihr Lust habt.»

Adressen:

- Experimentier Gallery 2/1 Hindusthan Road, Kolkata www.experimentier.in
- Dollys Tea Shop, Unit G62 Dakshinpan Shopping Centre, Kolkata
- Peter Cat, 18, Park Street, Kolkata
- Arzalan, 191, Marina Garden Court, Ballygunge, Kolkata

Text: Finn Canonica

JOLLY AT THE TOLLY

Man kann Kalkutta nicht verstehen, wenn man nicht mindestens einen der zahl- reichen Clubs besucht hat. Besser noch, man wird gleich Mitglied. Clubbing be- deutet natürlich mehr als nur möglichst elegant einer untergegangenen Sport- art nachgehen oder zwanzig verschiedene Gin Tonics voneinander unterscheiden können. Clubbing ist die soziale Aktivi- tät schlechthin in der Stadt – zumindest für eine bestimmte Schicht. Gewiss, es ist die Schicht der Gebildeten und Ver- mögenden – wenn man das auch relativ be- trachten muss. Der Tollygunge Club zum Beispiel, 1875 gegründet, ist kein Ort für Herrenmenschengehabe, sondern eben auch der Treffpunkt all derjenigen, die Kalkutta und Indien ganz allgemein mit ihren Ideen und Möglichkeiten voran- bringen wollen. Von Briten gegründet, ist der Club inzwischen eine genuin indi- sche Institution. Die Bilder auf dieser Seite zeigen den Pool und die Haupthalle des Tolly, wie man den Club auch nennt. Einen Ausblick aus dem Clubhaus zeigt das Coverbild dieses Heftes.





Irgendwann kommt in Kalkutta der Punkt, wo man es nicht mehr aushält: das ewige Hupen, die Massen, die sich wie Monsunschlamm an den Strassenrändern entlangwälzen, der Geruch nach allen menschlichen Tätigkeiten, wirklich allen. An solchen Tagen hat man den Eindruck, als sei Kalkutta ein grosses, schmutziges Tier, auf dessen Rücken man sich bewegt. Die Sehnsucht nach Ruhe und Raum wird fast körperlich. Entweder man verzieht sich jetzt als Besucher zurück in den normierten Luxus des Oberoi Grand oder man verkriecht sich in einen der Clubs aus der Kolonialzeit. Kalkutta ist ohne seine «Social Clubs» nicht zu denken: Es gibt den Calcutta Crickett and Football Club, den Royal Crickett Club, den Bengal Club, den Calcutta Club, den Bengal Rowing Club, den Royal Calcutta Turf Club, den South Bengal Club und noch ein gutes Dutzend mehr Kombinationen der Worte «Royal», «Bengal» und «Calcutta» in Verbindung mit einer Sportart.

Gesehen haben muss der Fremde unbedingt den Tollygunge Club im Süden der Stadt, der Rückzugsort schlechthin. Rein ästhetisch gesehen, wäre der Club die perfekte Kulisse für einen Merchant/Ivory-Film, in dem eine kühle englische Upper-Class-Rose von einem bengalischen Tiger verführt wird.

Im «Tolly», wie er von seinen Mitgliedern zärtlich genannt wird, setzt man sich auf Pferderücken, springt in einen Pool oder schnappt sich einen Tennis- oder Golfschläger.

«Sport ist natürlich wichtig», sagt Mr. A.R. Mukerji, CEO des Tollygunge, und kratzt sich langsam die haarige Brust, «aber Europäern muss man immer wieder erklären, dass es bei uns eben nicht nur um Sport geht».

«Clubbing» im Tolly bedeutet auch: auf dem Rasen vor dem Clubhaus nach Sonnenuntergang Bombay Sapphire trinken und dazu Salznüsse knabbern. Teeabende für Frauen und Freundinnen. Golfturniere für Grossväter. Wohltätigkeitsveranstaltungen, an denen junge Frauen trockenen Greisen Tombolalose verkaufen. Der Flirt am Pool. Den Marxismus bengalischer Ausprägung in der Black Dog Bar diskutieren oder die Heiratspläne der eigenen Tochter.

«Wissen Sie, sagt Mr. Mukerji, es ist eigentlich unmöglich, in einer Stadt wie Kalkutta nicht Mitglied eines Clubs zu sein.» Man würde sozial vereinsamen. Es wäre beinahe ein Affront gegenüber «clubbenden» Freunden. «Nehmen Sie das nicht persönlich», sagt Mr. Mukerji, «aber wenn Sie jetzt nach Kalkutta ziehen würden, ohne einem Club beizutreten, ist es ein bisschen so, als würden Sie gar nicht existieren.»

Mr. Mukerji sitzt ziemlich lässig in seinem Bürostuhl, handbeschriebene Papierberge um ihn herum, der Blick geht nach draussen über den Golfplatz ins Gehölz am südlichen Ende des Clubs. «Wir lassen dort ein Rudel Schakale leben, die erinnern einen daran, dass Indien ein wildes Land ist», sagt er.

Mr. Mukerji, das klingt jetzt ein bisschen peinlich, ist eine absolute Stilikone. Er verkörpert die maximale Lässigkeit des postkolonialen Indiens: sein genau im richtigen Grad verwaschenes Hemd, die etwas zu langen Haare, sein elegantes Englisch, die coole Lakonie: «Wissen Sie, die Engländer, wenn man ihre Institutionen ein bisschen indisch würzt...» Seine ganze Erscheinung hat etwas Patinöses – genauso wie der Tollygunge Club. «Das wollen unsere Mitglieder», sagt Mr. Mukerji. «Hier darf nichts zu perfekt sein, das wäre zu vulgär, das könnte neureich wirken, das wäre Delhi-Stil, das wollen wir hier nicht, das ist Kalkutta», sagt er. Die Stadt sei noch nie statusfixiert gewesen, «die

Bengalen verehren Dichter, Denker und Musiker». Ein dürrer Assistent serviert Kaffee. Für die Geschichte des Clubs braucht Mukerji exakt so lange, wie er braucht, um den Zucker in seinem Kaffee zu verrühren: «Der Tolly wurde 1885 von William Dixon Cruickshank gegründet, einem schottischen Banker. Das vierzig Hektaren grosse Clubgelände gehörte nicht Cruickshank, die Pächter waren die Erben des Prinzen Ghulam Mohammad Shah, dem Sohn des legendären Tipu Sultan, bekannt als Tiger von Mysore, der in der Schlacht von Seringapatam gegen die Briten getötet wurde.» 1997 wurde Indern die Vollmitgliedschaft erlaubt, 1987 den Frauen. «Mit den Mitgliederbeiträgen alleine kämen wir finanziell leider nicht sehr weit», sagt Mr. Mukerji «Deshalb vermieten wir 66 Gästezimmer im Tolly Terrace, dem roten Backsteingebäude neben dem Clubhaus.»

Mukerji legt jetzt seinen Löffel neben die Tasse. «Sie denken jetzt bestimmt, der Club sei immer noch eine Bastion von britisch geprägtem Herrenmenschentum», sagt er, «aber das ist nicht unser Stil. Glauben Sie mir, ich wäre der Erste, der das nicht ertragen würde. Geld sorgt für keine Mitgliedschaft, man muss eine gewisse Klasse aufbringen, die weniger mit Geld als mit Stil zu tun hat. Sehen Sie sich doch einfach mal um.»

Ein kurzer Rundgang durch den Tolly: Es geht tatsächlich nicht um soziale Überlegenheitsposen, wie man bei solchen Institutionen immer gleich vermutet. Keine livrierten Diener weit und breit. Niemand grüsst einen militärisch wie im Oberoi Grand, die ältere weisse Lady mit dem Topas um den Hals muss sich ihr Cola Light selbst am Verandatresen holen. Am Pool cremen sich zwei Süddeutsch sprechende Frauen die Schenkel ein. Die Pferde dösen stehend in den Stallungen, irgendwie müde fliegt ein Ball zwischen zwei Tennisspielern hin und her. Der Masala Dosa schmeckt hervorragend, Kingfisher ist das beste Bier der Welt. Es gibt keinen vernünftigen Grund, nicht den Rest seines Lebens im Tollygunge Club zu verbringen.

«Wissen Sie», sagt Mukerji zum Abschied, «die Warteliste für die Aufnahme in den Tolly beträgt zehn Jahre.» Er muss schon fast selbst grinsen: «Wenn Sie wollen, können Sie jetzt die Aufnahme beantragen.»

Adresse:
•Tollygunge Club Ltd., 120, Deshapran Sasmal Road, Kolkata

Text: Finn Canonica



DOLLY'S TEA SHOP

Man kann in Kalkutta an einer Million Orten Tee trinken, man kann sich aber auch die Mühe nehmen und sich von einem Taxi ganz abenteuerlich zum Dakshinapan Shopping Centre fahren lassen. Das Gebäude sieht aus, als hätte es einen Krieg verloren, ein paar traurige Läden, eine zerfallene Treppe und ganz unten, als ob einem Gäste egal wären, ist Dolly's Tea Shop. Ein kleiner Raum, eine circa 130 Jahre alte Frau mit tief kratzender Raucherstimme, ein paar Tee-säcke und ganz viele interessante Leute, richtiges Kalkutta-Volk. Hier trifft man sich, um auch über Dinge ausserhalb der Teetasse zu reden.



INDIEN IST EIN TEELAND

Und Kalkutta ist nur etwa vier Stunden von Darjeeling entfernt, eines der besten Tee-Anbauggebiete der Welt.



DER URSPRÜNGLICHE STARBUCKS

Kaffee trinkt man am besten im Indian Coffee House an der College Street. Nein, man muss das nicht mit Starbucks vergleichen, auch wenn Kalkutta längst einen Starbucks verdient hätte – die Bengalen lieben Schaumiges und Milch. Das Indian Coffee House ist die nächste Annäherung an die Kantine einer Firma, in der man nie gearbeitet hat. Minimale Speisekarte, maximale Kaffeeauswahl. Je länger man hier sitzt, desto mehr kommt man zum Schluss, dass Starbucks eine Kopie des Indian Coffee House sein muss: Hier fühlt es sich nämlich so an, als sässe man im eigenen Wohnzimmer.



«Ich wurde zwar in Kalkutta geboren, habe aber nur eine leise Erinnerung an das erste Haus meiner Eltern. Halt, etwas ist mir geblieben: Ich sitze mit meiner Mutter auf der Veranda, vor mir auf einem Tellerchen ein Spiegelei mit reichlich Pfeffer bestreut, eine dürre Kuh geht stolpernd die Strasse hinunter, meine Mutter sagt «Hamba» – das bengalische Wort für «Mmmuhhh». Wir sind dann 1965 nach Mumbai gezogen, und ich frage mich heute noch manchmal, was aus mir geworden wäre, wenn wir Kalkutta nicht verlassen hätten. In den späten Sechzigerjahren besuchten wir die Stadt immer wieder, was mir die Möglichkeit gab, für jeweils ein paar Wochen ein ganz anderes Leben zu leben, eine andere Existenz auszuprobieren. Später habe ich in England gelebt und studiert und bin 1999 zurückgekehrt nach Kalkutta. Ich habe rasch gemerkt, dass ich nicht ganz zu dieser Stadt gehöre, nie ein Teil von ihr geworden bin. Mir fehlten die Jahre, in denen sich Freundschaften vertiefen, Welthaltungen festigen, kleine Fehden Zusammengehörigkeit stiften, besonders in einer Stadt wie Kalkutta, wo so viele Schriftsteller und Denker leben. Inzwischen höre ich immer wieder, dass es mein grosses Glück sei, hier nicht vorbelastet leben zu müssen. Es heisst, ich hätte so viel Energie gespart in dieser Stadt, in der Beziehungen und Freundschaften immer noch so viel wichtiger sind als in jeder anderen indischen Metropole.

Kalkutta hat sich in den letzten zehn Jahren sehr verändert. Es ist nicht mehr die Stadt der indischen Mittelklasse, die sie immer gewesen ist, auch wenn die ganze Welt wegen Mutter Teresas Sterbehaus immer dachte, Kalkutta sei das Armenhaus Indiens. Kalkutta ist eine Immigrantenstadt, mit Tausenden von Neuankömmlinge, die täglich in ihren Grossraum wandern. Ich meine das wörtlich: zu Fuss, die wenigen Sachen in einem Bündel zusammengeschnürt auf dem Rücken. Genau genommen leben in der Innenstadt von Kalkutta nur etwa sechs Millionen Menschen, allerdings sind die meisten Obdachlose. Obdachlose nicht im europäischen Sinne des Wortes, also nicht die Penner, die zum Beispiel in London oder Paris unbekümmert auf den Strassen von den kleinen Zuwendungen und den Resten der arbeitenden Mittelklasse leben. Nein, es handelt sich um entweder nur sehr schlecht oder gar nicht ausgebildete Arbeitskräfte. Alles, was sie anzubieten haben, ist ihre Muskelkraft, ihre Fähigkeit, irgendwas sehr Schweres von A nach B zu tragen. Alle diese Millionen Menschen leben mitten unter uns, sie schlafen unter improvisierten Dächern, legen sich nachts unter Bäume oder nicken im Stehen ein, angelehnt an eine Hausmauer. Kalkutta ist vermutlich die einzige Stadt Indiens, wo sich diese beiden menschlichen Sphären so durchmischt haben, die Mittelklasse mit ihren Mittelklasseambitionen und die Arbeiterklasse im brutalsten Sinne des Wortes, mit der einzigen Hoffnung, die nächsten Tage zu überleben.

Was mich immer noch in der Stadt hält? Ich glaube, es ist das intellektuelle Leben hier. Wenn ein Bengale lustig ist, glauben Sie mir, dann ist er extrem lustig. Ich habe nirgendwo auf der Welt Menschen kennen gelernt, die so rasch bereit sind, jedes kleinste Wortspiel aufzunehmen, die keine einzige Gelegenheit auslassen, um selbst ein tragisches Ereignis noch mit einem gut platzierten Satz in die heilende Lakonie zu retten. Oder eben mit Ironie Trost zu spenden, die kleinen Niederlagen des Alltags zu kommentieren, einen zu geistigen Höchstleistungen anzuspornen. Und diese Fähigkeit ist ja der Kern urbanen Denkens. Man kann das fast als universale Regel aufstellen: Dort,

wo die Menschen zu Ironie fähig sind, ist eine Gesellschaft urban organisiert. Das ist natürlich in Manhattan oder Berlin der Fall, aber eben auch in Kalkutta. Es ist vielleicht schwer für einen Europäer, sich das vorzustellen – besonders, wenn er die Sprache nicht spricht. Aber Kalkutta ist in ihrem Kern eine zutiefst bürgerliche Stadt. Die Menschen hier denken und benehmen sich urban: Fremde sind erst einmal interessant, in Gesprächssituationen redet man nicht gleich über sich, sondern stellt Fragen, Die Fähigkeit, auch schwierige Gesprächssituationen mit Esprit zu überspringen, wird einem hoch angerechnet. Die Leute sind grosszügig, auch wenn sie wenig besitzen. Man gibt sich im öffentlichen Raum Mühe, eine gute Figur zu machen, zu repräsentieren, die Stadt eben auch als Bühne zu nutzen. Schlendern Sie nur mal am Wochenende über The Maidan.

Kalkutta hat es sogar geschafft, das Zweiklassensystem der Briten beinahe subversiv zu unterwandern. Es gab zu kolonialen Zeiten vor allem eine Ober- und eine Unterklasse. Dieses System auch im Kastensystem Indiens zu etablieren, war für die Kolonialherren eine einfache Sache. Die Bengalen haben darauf mit einer eigenen sozialen Klasse reagiert. Zwischen Ober- und Unterklasse ist der «Bhadra Lok» entstanden, wie man auf Bengalisch sagt. Der Bhadra Lok hat sozusagen eine hohe Einkommenselastizität. Er kann sehr reich sein, aber auch ziemlich arm. Er lebt zum Beispiel in einer alten britischen Kolonialvilla im Norden Kalkuttas, hat aber kein Geld, um den Strom zu bezahlen, und liest abends bei Kerzenschein den «Telegraph». Es gibt äusserst erfolgreiche indische Geschäftsmänner, die bis zum heutigen Tag im Herzen Bhadra Loks geblieben sind. Sie könnten sich vieles leisten, leisten sich aber vor allem den Luxus des Verzichts. Der wahre Bhadra Lok gibt sich in jedem Fall Mühe, auf der Höhe der Zeit zu bleiben, auch wenn der Zeitgeist gewiss nicht immer gleich in Kalkutta haltmacht. Der Bhadra Lok ist so etwas wie die bengalische Antwort auf den klassischen Pariser Flaneur oder den Dandy. Er weiss, dass es, angesichts der Probleme, mit denen man es in jedem Leben zu tun hat, alleine auf die Haltung ankommt. Das Innenfutter seines stets leichten Pessimismus bleibt aber der Humor. Der Bhadra Lok investiert in den gesellschaftlichen Umgang, er weiss, dass jede Gesellschaft nur funktioniert, wenn die Leute auch Gefühle vortäuschen, Rollen spielen können, weil nur unkultivierte Menschen in jedem Augenblick ihres Lebens echt sein wollen. Solange dieser Geist des Bhadra Lok in Kalkutta noch zu finden ist, so lange habe ich hier das Gefühl, in einer wirklichen Stadt zu leben. So lange werde ich in Kalkutta bleiben.»

Von Amit Chaudhuri ist auf Deutsch entschieden:
«Mrs Sengupta will hoch hinaus»

Aufgezeichnet von: Finn Canonica



ALLES BLÜHT IMMER

Wenn Blumen bei uns ein Luxus-symbol sind, so sind sie in Indien eher ein Zeichen der Verschwendung im Namen der Götter. Das Einzige, was es in Kalkutta mehr gibt als vermutlich Menschen, sind Blüten. Für Opfernaben werden sie zu langen Ketten gebunden und auf dem Markt verkauft.





TRAGENDE KÖPFE

Der Mensch ist auch ein Lasttier; wer das vergessen hat, dem wird es in Kalkutta tragisch in Erinnerung gerufen. Ein Entwicklungsland ist ein Land, in dem immer noch zu viele Köpfe nicht nur zum Denken, sondern eben auch, geradezu wörtlich, zum Tragen benutzt werden.



TANYA SEN
MUSIKERIN & SCHMUCKDESIGNERIN



Tanya Sen ist Rocksängerin, vermutlich die einzige in Kalkutta. Mit ihrer Band Crystal Grass tritt sie jeden Sonntag in der Bar des Park Hotel auf. Wer hört, wie sie «Summertime» singt und den Song dann langsam in ein bengalisches Volkslied übergehen lässt, wird Tanya Sen sofort lieben.

Das Magazin—Wenn Kalkutta ein Gemütszustand wäre, wie würden Sie ihn beschreiben?

Tanya Sen—Kalkutta ist eine warme Verwirrung.

DM—Was unterscheidet Kalkutta von Mumbai?

TS—Kalkutta ist, wie gesagt, eine etwas verwirrte Stadt. So verwirrt, wie es manchmal alte Tanten sind, die irgendwo in einer entlegenen Ecke der Welt leben. Aber immer, wenn man sie besucht und an ihrem Tisch sitzt, fühlt man sich doch zu Hause. So empfinde ich Kalkutta. Mumbai dagegen beginnt immer mehr globalen Städten zu gleichen.

DM—Was ist denn der Sound von Kalkutta?

TS—Kalkutta hat eine prägende koloniale Vergangenheit. Viele Leute sprechen Englisch, für mich ist der typische Kalkutta-Sound eine Mischung aus bengalischer Sprachmelodie und britischem Englisch, welches jetzt aber mit immer mehr typisch amerikanischen Wörtern durchsetzt wird. Bengalische Hip-Hop-Bands sind inzwischen keine Seltenheit mehr.

DM—Wie wurden Sie eigentlich Rocksängerin? Das klingt nicht nach der typischen Karriere einer indischen Frau.

TS—Schwer zu sagen. Ich hörte einfach schon als Kind immer nur westliche Rockmusik. Mit elf begann ich zu singen, erst nur vor dem Spiegel, dann in der Schule. Später gründete ich meine Band, die Crystal Grass.

DM—Was ist wahrer Luxus in Kalkutta?

TS—Den gibt es nicht, besser gesagt vorerst nur in meiner Fantasie: Es ist eine kilometerlange Strasse ohne ein einziges Auto darauf.

DM—Kalkutta sei eine poetische, aber keine romantische Stadt, hat uns eine Künstlerin erzählt. Stimmen Sie dem zu?

TS—Ich stimme allem zu, was man über Kalkutta sagt. Weil eben auch alles auf die Stadt zutrifft. Kalkutta ist eine gigantische Projektionsfläche. Die Stadt ist, was Sie aus ihr machen.

DM—Was ist denn für Sie ein typischer Kalkutta-Moment?

TS—Ich gebe Ihnen zwei: in der Someplace Else Bar um zwei Uhr morgens drei Tequila Shots in die Kehle schütten oder abends auf dem Nachhauseweg einen Tschai am Strassenrand trinken und mit Fremden über deren Probleme reden.

DM—Welche Stadtteile empfinden Sie als besonders anregend für Ihre Arbeit?

TS—Topografisch ist Kalkutta wenig anregend. Es gibt wenige Orte, auf die ich wirklich stolz bin. Es ist viel eher diese Grundstimmung, diese unglaubliche Energie, dieses Gefühl, von der Stadt immer ganz aufgenommen zu werden, was mich immer wieder versöhnt. Wenn man durch Kalkutta spaziert, hat man das Gefühl, als hätte einen die Stadt selbst an die Hand genommen.

DM—Was darf man in Kalkutta auf keinen Fall verpassen?

TS—Man muss durch Nordkalkutta spazieren, dort versteht man die Geschichte der Stadt. Unbedingt sehen muss man die Park Street, die Seen im Süden und The Maidan an einem Sonntagabend.

«Das Magazin» et cetera erscheint zweimal jährlich

Adresse der Redaktion:

Tamedia AG, Das Magazin, Postfach, 8021 Zürich,
Tel. 044 248 45 01, Fax 044 248 44 87
www.dasmagazin.ch, redaktion@dasmagazin.ch
E-MAIL-ADRESSEN: vorname.name@dasmagazin.ch

Herausgeberin: Tamedia AG

Verleger: Pietro Supino

Beirat: Pietro Supino,
Charles von Graffenried,
Matthias Hagemann

Chefredaktion: Finn Canonica,
Martin Beglinger (stv. Chefredaktor)

Konzept und Gestaltung: Michael Bader,
Patrina Strähli

Artdirektion: Patrina Strähli

Bildredaktion und Produktion: Mel Sinha

Fotografie: Daniel Riera

Abschlussredaktion: Ernesta Coray-Lavarini

Honorar: Claire Wolfer

Verlag: Tamedia AG, Werdstrasse 21,
Postfach, 8021 Zürich, Tel. 044 248 41 11

Verlagsleitung: Thomas Estermann

Gebietsverkaufsleitung: Michel Eggenberger

Verkaufsförderung: Anja Bühlmann

Werbemarkt: Selina Iten (Reservationen),
Tel. 044 248 41 31, selina.iten@tamedia.ch

Verkauf Online: www.newsnetz.ch,
Tel. 044 248 50 59

Abonnementpreise Samstagsausgaben-Jahresabonnement bzw. -Halbjahresabonnement (inkl. Mwst.):

«Tages-Anzeiger» Fr. 151.25 / Fr. 85.50,

«Basler Zeitung» Fr. 136.- / Fr. 72.-,

«Berner Zeitung» Fr. 144.- / Fr. 77.70 und

«Der Bund» Fr. 157.30 / Fr. 84.95

Abonentenservice: «Tages-Anzeiger»,
Werdstrasse 21, Postfach, 8021 Zürich,
Tel. 044 404 64 64, Fax 044 248 69 04;

«Berner Zeitung», Tel. 0844 844 466,
abo@bernerzeitung.ch;

«Basler Zeitung», Tel. 061 639 13 13,
abo@baz.ch;

«Der Bund», Tel. 0844 385 144,
abo@derbund.ch

Nachbestellung: redaktion@dasmagazin.ch

Gesamtherstellung: Tamedia AG, Production
Services, Werdstrasse 21, 8021 Zürich

Ombudsmann: Tamedia AG, Ignaz Staub,
Postfach 837, CH-6330 Cham 1

Bekanntgabe von namhaften Beteiligungen

(i. S. v. ART. 322 STGB): 20 Minuten AG, 20 Minutes Romandie SA, 20 minuti Ticino SA, Berner Oberland Medien AG, Brunschwig FF AG, Büchler Grafino AG, car4you Schweiz AG, CIE centre d'impression Edipresse SA, Comfriends SA, Doodle AG, DZO Druck Oetwil a.S. AG, Edipresse Publications SA, Edipub SA, Edita S.A., Espace Media AG, ESPACE MEDIA GROUPE AG, Fashion-Friends AG, homegate AG, Jobsuchmaschine AG, Jobup AG, Neues Bülacher Tagblatt AG, Presse Publications SR SA, Radio 24 AG, SA de la Tribune de Genève, Schaer Thun AG, scoup AG, search.ch AG, Tagblatt der Stadt Zürich AG, Terre et Nature SA, tilllate schweiz AG, Verlag Finanz und Wirtschaft AG, Verlags-AG «Schweizer Bauer», ZO Wochenzeitungen AG, Zürcher Oberland Medien AG, Zürcher Regionalzeitungen AG

Adressen:

• The Park Hotel, 17 Park Street, Kolkata

Gespräch: Finn Canonica

Oh, Kalkutta! Na was denn sonst?



OMEGA

www.omegawatches.com

PLANET OCEAN

Wer den Planeten des Wassers verlässt, verlässt auch alles, was die Erde dem Wasser zu verdanken hat: Farben, Leben ... Welcher Kontrast mit der Mondoberfläche, wo es weder Wasser noch eine Atmosphäre gibt."

– Buzz Aldrin, Astronaut



Zürich • Genève • Luzern • Interlaken • Bern


OMEGA
swiss made since 1848